

Ereignisse

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **3 (1990)**

Heft 10

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine Galerie für die Architektur

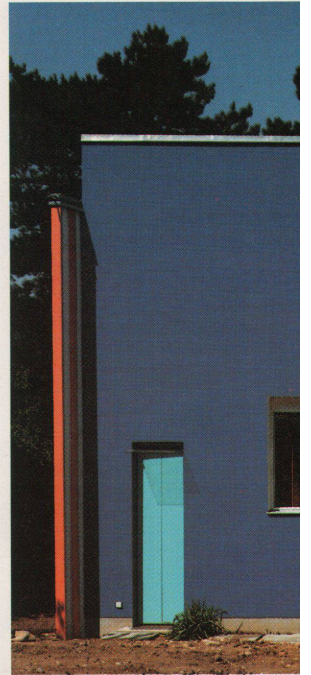
In Luzern gibt es in unmittelbarer Nähe von Gletschergarten und Löwe in Stein eine Galerie, die zwei- bis dreimal jährlich Architektur zum Thema macht.

Seit 1983 realisieren Roman Lüscher, Toni Häfliger, Heinz Hüsler und Heinz Wirz ihre anspruchsvollen Ausstellungen. Sie wollen zeigen, was Architektur, wenn sie gut gemacht ist, sein kann, sie wollen den Blick hier, zuallererst in der Schweiz, auf das lenken, was ringsum in der Welt architektonisch geschieht, sie zeigen aber auch, was Leute aus der Region schaffen. In intensiver Freizeitarbeit und «aus Lust darauf, interessante Leute mit interessanten Projekten kennenzulernen», kommen die Veranstaltungen zustande. Ohne diese Begeisterung ginge wohl gar nichts. Geld ist nur knapp vorhanden. Das Konzept: Autorenausstellungen: Die Angefragten stellen ihre Projekte mit ihren eigenen Mitteln dar.

Allein schon die Anlagen der bisher elf Ausstellungen im einfachen L-förmigen Raum zeigen eine spannende Vielfalt. Eine Vorliebe für Malerarchitekten wird deutlich: Eduard Renggli oder Arduino Cantàfora als Beispiele. Und eine für Detailpflege, Sorgfalt, kleine Formate. So kamen in der ersten Ausstellung die Objekte von Vrendli Amsler zum Zug, regten 1988 die minutiösen Zeichnungen Zumthors zum Ausstellungstitel «Partituren und Bilder» an. Auch die Kataloge sind in der neuen Aufmachung erlesene Stücke für unverbesserliche Bibliophile. Das Ganze hat etwas leicht Altmodisches: schön da, wo das Engagement der Macher gute Ansätze findet und sie überzeugend präsentiert. Fragwürdig, wenn Individualismuspfege so weit geht, wie im Fall der «14 Innerschweizer Architekten», die unter dem Titel «Seitenblicke» darstellen durften, was sie ausser Entwerfen sonst noch tun. Eine

Bühne für die Männer, während die Frauen die prestigefreie Zulieferarbeit leisten. So altmodisch dürfte eigentlich nichts mehr funktionieren.

Finanziert wird die Architekturgalerie vor allem durch Beiträge von Gönnerinnen und Gönnern. Durch die Gründung einer Stiftung möchten die vier die Basis verbreitern und Kontinuität sichern. Wesentlich vergrössern möchten sie nur das Publikum, den Beachtungsgrad. Auch für Gewerbeschulclassen sollten Galeribesuche selbstverständlich werden. Und gern sähe es Lüscher, wenn die Aussage der Frau, die die Galerie mit ihrem Sohn und dem Satz betrat: «Hier siehst du, was du machen musst, wenn du Hochbauzeichner werden willst», nicht Anekdote bleiben müsste. Aber der Grundsatz bleibt: lieber eine statt zwei Ausstellungen pro Jahr und die dafür gut. Erfolg und Erwartungen schrauben sich gegenseitig höher. UB



Typisch Krischanitz: Wohnhaus in Pötzleinsdorf bei Wien

Die Ausstellung dauert vom 30. September bis zum 28. Oktober 1990, in der Architektur-Galerie Luzern an der Denkmalstrasse 15. Öffnungszeiten: Do 17 bis 21, Fr 14 bis 18.30, Sa 14 bis 17, So 10 bis 12 Uhr. An der Vernissage vom 29. September, 18 Uhr, spricht Jacques Herzog. Adolf Krischanitz hält gleichentags um 15 Uhr einen Vortrag im «Lukassaal», Morgartenstrasse 16, Luzern. Der Katalog ist für ca. 55 Franken zu haben bei: Edition Architektur-Galerie Luzern c/o Heinz Wirz, Friedenstrasse 5, 6004 Luzern, Telefon 041/51 74 81.

Zug: Ein Blechdach unter Ziegeln

Die bereits verlegte «Ziegelinsel»

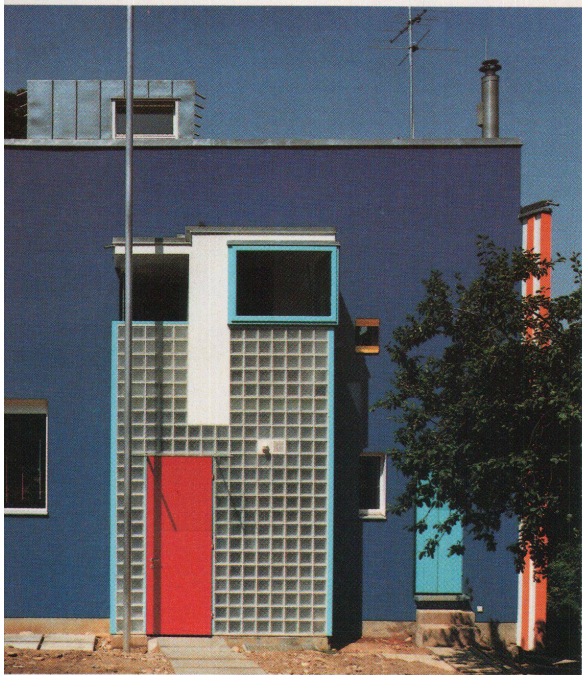


FOTOS: OLIVIA HEUSSELER, LOOKAT

Ziegel statt Blech für das Kunsthaus Zug: Wieder einmal siegt der Buchstabe eines Reglementes über architektonische Überlegungen.

Das neue Zuger Kunsthaus ist in einer ehemaligen Weinkellerei untergebracht. Es handelt sich um ein hohes gotisches Hauptgebäude mit um die Jahrhundertwende entstandenen Ökonomiebauten. Noch innerhalb der alten Stadtmauern an den Hang gebaut, fällt der umfassende Umbau unter das strenge Altstadtreglement. Dieses schreibt rote Biber-schwanzziegel vor, die dem Konzept des Architekten Franz Füg völlig widersprechen. Füg entwarf kühle puristische Kuben, die dem zentralen Gebäude wie niedrige Seitenflügel

angegliedert sind. Ausstellungstechnische Aspekte bedingen geschlossene Wandflächen neben grossen Fensterzonen und Oberlichtern. Die glatten Mauerflächen finden ihre Entsprechung in der geraden Kontur der Dachschrägen aus verbleitem Chromstahlblech. Indem die Kunsthausstiftung und der Architekt dem Bau eine Blechkronen aufsetzten, übergangen sie, entgegen aller Beteuerungen, das Baureglement. Sie verzichteten auch darauf, eine Ausnahmebewilligung zu beantragen. Als die Stadtbehörden im September 1989 feststellten, dass ihre heiligen Regeln missachtet wurden, stellten sie das von Kanton und Stadt zu zwei Dritteln finanzierte Kunsthaus vor die Alternative, entweder die vor-



Adolf Krischanitz

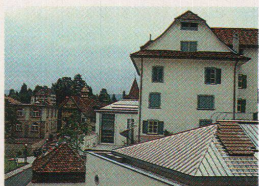
stellt vom 29. September bis zum 28. Oktober in der Architekturgalerie Luzern unter dem Titel «BAUWERKE» eigene Arbeiten aus. Der Wiener Krischanitz hat Bauten und Projekte allein und mit Herzog, de Meuron, Steidle, Ungers und andern realisiert, setzt sich eingehend mit Farbgestaltung auseinander, hat sich

mit anspruchsvollen Restaurationsvorhaben profiliert und kritisch in die denkmalpflegerische Diskussion eingemischt (Sezessionsgebäude, Werkbundsidlung und Wagner-Stadtbahnpavillon in Wien). Daneben hat Krischanitz mehrfach Ausstellungen gestaltet und in Wien, München und Karlsruhe unterrichtet. UB

geschriebenen Ziegel zu legen oder sich mit einem vorläufigen Versiegen der städtischen Geldquelle abzufinden. Ein späterer Antrag auf Wiedererwägung, der vom unterdessen neu eingesetzten Denkmalpfleger angeregt worden ist, wurde gar nicht diskutiert: Dem Stadtrat war die Paragrafentreue wichtiger als die fachliche Diskussion.

Das Kunsthaus beugte sich dem Reglement und entschied sich für eine Kombination beider Dachtypen. Um weitere finanzielle Auseinandersetzungen mit der Stadt zu vermeiden, suchte und fand die Stiftung einen privaten Sponsor, der die durch diese Lösung entstandenen Mehrkosten deckt.

Eine kleine Ziegelinsel ist auf dem Blechdach des Südflügels bereits zu be-



Umgebung mit Satteldächern

wundern. Sie gibt eine ungefähre Vorstellung von der Verkleidung, die dem Ensemble im wahrsten Sinne des Wortes droht. Das Ziegeldach verniedlicht und nimmt alles zurück, was der Unterbau ausdrückt, nämlich die klare Kontur funktional bestimmter Bauten. Optimistisch hoffen die Anhänger des ursprünglichen Konzeptes, dass diese halbhatzige Lösung nicht endgültig sein dürfe und der Dornröschenschlaf unter roten Ziegeln für das voll funktionsfähige Blechdach nicht allzu lange dauern werde. MELANIE MERTENS ■

FINGERZEIG

Mehr Leiden als Freuden

Die Aufgabe ist bekannt: Ein Bau, von staatlichen Organen bewilligt und erstellt, soll seinen künstlerischen Zusatz erhalten, seine künstlerische Ausschmückung. Allein schon hier beginnen die ersten Schwierigkeiten. Wie soll man die Arbeit benennen, die die Kommission erfüllen muss? Kunst ist kein Zusatz, nichts Beiläufiges, sie ist Bestandteil der Architektur. Kunst am Bau? Lassen wir's bei dieser Floskel.

Anfänglich wird auch auf die Rolle der Kunst hingewiesen. Doch eine echte Zusammenarbeit zwischen Architekt und Künstlern bleibt meistens aus.

Eine Kommission wird konstituiert. Wer wird eingeladen? Wer bestimmt über ihre Zusammensetzung? Natürlich sind die Rituale verschieden, doch irgendwo sitzt stets eine oberste Behörde, die über die Aufnahme von Mitgliedern und auch – man vergesse dies nie – über die Auflösung der Kommission das Sagen hat.

Nach dieser rituellen Phase erfolgt eine Phase, die man als Kampf gegen das Chaos bezeichnen könnte: Gesamtkonzept, Leitung, Kompetenzverteilung, Budget, Kontakt mit den Künstlern, Diskussionen der Vorschläge, erste Krisen in der Kommission. Oft ganz persönlich bedingt. Diese Phase ist sehr fruchtbar, auch wenn alles auf dem Spiele steht. Es kommt darauf an, ob sie in einen Lernprozess verwandelt werden kann. Doch weshalb lassen sich einige Teilnehmer konstant entschuldigen und erscheinen nur, wenn es um die entscheidenden Entscheide geht? Für viele gilt, dass nur Distanz zur Kunst urteilsfähig macht. Gesunder Menschenverstand, sich nicht übers Ohr hauen lassen, sich nicht – man sagt es laut und deutlich: nicht verarschen lassen. Man kennt ja die Künstler.

Auch die lokalen oder regionalen Künstlerinnen und Künstler wollen/sollen berücksichtigt werden. Kommt es wirklich nur auf die künstlerische Qualität an? Plötzlich reden einige Kommissionsmitglieder mit anderen Zungen.

Die ersten Kunstwerke werden realisiert. Überraschung, Begeisterung, Enttäuschung, auch echte Aneignung. Diese Künstler – die immer anderes machen, als was sie bloss vorgeschlagen haben! Während die Kunstwerke ihr Eigenleben entwickeln, formieren sich die Meinungen, dringen Schwingungen durch die Wände. Ein guter Entrüstungssturm wäre erfrischend. Doch wer wagt sich heute vor? Man kann nie wissen, ob man sich nicht später blamieren wird. Also wird eine unsichtbare Front aufgebaut. Man kennt ja die Mittel, um Kommissionen lahmzulegen.

Dann ist eines Tages der Punkt erreicht, wo das Fass überläuft, wo es heisst: Bis hierher und nicht weiter, da muss man doch zum Rechten sehen, alles ist der Kunst dann doch nicht erlaubt!

Wer bereits glaubt, dass die Schlacht für die moderne Kunst geschlagen sei, der wird in öffentlichen Kommissionen den Verdacht nicht los, dass sie von der Mehrzahl der gewählten Behörden nur geduldet wird. Volksvertreter müssen halt auch andere Gesichtspunkte berücksichtigen.

Wenn die Kunstwerke dann stehen und beginnen, ein eigenes Leben zu führen, entdecken Kommissionsmitglieder plötzlich, dass sie sehr viele Gegner haben.

Es soll schon vorgekommen sein, dass sich Behörden vor einer Kunstkommission nur noch zu retten glaubten, indem sie ihr vorzeitig den Dank abstatteten. Mit Zähneknirschen. Man kennt dies aber nur vom Hörensagen.

Armin Wildermuth

Dr. Armin Wildermuth ist Professor für Philosophie an der Hochschule St. Gallen.

4 Antworten aus der Abteilung Bittere Wahrheiten

Was der Stadtwanderer da vorgetragen habe, werde so auch nie im «Hochparterre» gedruckt, stellte nach dem Referat einer der Teilnehmer klar. Meinte er damit wohl: Es ist nicht wirklich ernst zu nehmen? «Low Nox – verstehen statt befehlen» hiess eine Konferenz, zu der die vom Gesundheitsinspektorat Zürich beauftragte PR-Agentur eingeladen hatte. Es ging um die seit dem 1. Juni 1990 verschärften Emissionsvorschriften für Feuerungsanlagen. Im Umweltschutz wird weiter geredet.

Anwesend waren zwei Herren vom Hauseigentümerverband, zwei vom Gesundheitsinspektorat, einer von der Energieberatungsstelle, einer vom Verband der Schweizerischen Heizungs- und Lüftungsfirmer und die Informationsbeauftragte des städtischen Gesundheits- und Wirtschaftsamtes. Kommunikations-Workshop hiess die Veranstaltung, und sie musste einen Auftakt haben. Der organisierende PR-Mann hatte eine Idee. Laden wir doch den Stadtwanderer zu einem Lancierungsreferat ein, der hat einen Hang ins Grundsätzliche. Er wird die Teilnehmer schon in Stimmung bringen. Anschliessend sind sie in Form, um über die neuen Vorschriften zu diskutieren. Als Hausaufgaben hatte jeder Teilnehmer vier Fragen zu beantworten. Hier die (gekürzten) Antworten des Stadtwanderers:

Erstens: «Bis zum Jahr 2000 kann mit konsequenter Sanierung die Stickoxidbelastung durch Feuerungen im Kanton Zürich um die Hälfte reduziert werden. Startfrage: Was können ich und meine Organisation zur Ausschöpfung dieses Potentials beitragen?»

Die Antwort ist einfach: grasgrün wählen. Diese Konferenz ist eine der Folgen, dass Leute wie ich in letzter Zeit rotgrün, lindengrün, blaugrün, schwarzgrün und grasgrün gewählt haben. Täten wir es nicht mehr, so hiess das Motto dieses Nachmittags «vermarkten statt verstehen». Umweltschutzpolitik ist Vollzug, Vollzug braucht Druck, ohne den grünen Druck bleibt der Vollzug im helvetischen Konsens stecken. Siehe Raumplanung.

Die zweite Frage: «Was hindert mich und meine Organisation daran, zur Ausschöpfung dieses Potentials beizutragen?» Ich friere nicht gern. Darüber hinaus bin ich noch bequem. Darum muss meine Welt geheizt und gekühlt werden. Auch bin ich nicht der einzige, der in diesem Spittel krank ist, also muss die Welt im gesamten geheizt und gekühlt werden. Das ist nichts Neues. Über das steigende Konsumniveau zu philosophieren, können wir uns ersparen. Die Energieverbrauchsbilanzen sprechen eine deutliche Sprache. Doch versuchen wir einmal ein einfaches Gedankenexperiment. Alle kennen wir die Mona Lisa Leonardos. Von Bildern oder besser noch von einem Besuch im Louvre. Ein Dreisternkulturdenkmal. Eigentlich sollte jeder Kunstgeschichtler sie gesehen haben. Eine Forderung, der wir uns alle anschliessen können. Denn das Original ist allemal besser als die Reproduktion. O.K. Jetzt zählen wir aber einmal zusammen. Wie viele Kunstgeschichtsstudenten gibt es auf der Welt? Ich behaupte 50 000 pro Jahr. Mit einigem Rechnen habe ich ausgeknobelt, dass es pro Student noch 3,6 Minu-

ten Zeit gibt, sich die Mona Lisa zu betrachten. Vorausgesetzt allerdings, dass kein Tourist das gleichzeitig ebenfalls tun will. Wer heute den Louvre besucht, der stellt selber fest, wie unmöglich es geworden ist, überhaupt einen Blick auf die Mona Lisa zu werfen.

Doch was soll dieses abwegige Beispiel? Bloss zeigen, dass wir, wenn wir unser Konsumniveau halten wollen, die andern davon ausschliessen müssen. Wenn wir die Bilder wieder sehen wollen, müssen wir den Touristen das Museum verbieten. Wenn wir weiter warm haben wollen, müssen wir dafür sorgen, dass die andern weiter frieren. Wenn wir weiterhin übersättigt sein wollen, müssen die andern weiter hungern. Das ist ebenfalls bekannt, und die Tagesschau unterrichtet uns täglich. Leider wird dabei die Umkehrung dieser Sätze für völlig abwegig angesehen. Unser Konsumniveau müsste sinken, damit die andern etwas davon abkriegen. Leider ist es noch viel schlimmer, vermutlich ist diese Welt für unser Konsumniveau gar nicht gebaut. Es genügt, sich ein China mit demselben Motorisierungsgrad und demselben Heizungsstandard vorzustellen, wie wir sie für natürlich erachten, und die Stickoxidwerte der Erde setzen dem Konsum ein diesmal wirklich natürliches Ende. Erich Fried hat unsere Haltung treffend zusammengefasst: «Wer will, dass alles so bleibt wie es ist, will nicht, dass es bleibt.»

Dritte Frage: «Was können wir alle gemeinsam zur Ausschöpfung dieses Potentials beitragen?»

Das Gemeinsame wird in der Schweiz immer dann beschworen, wenn Interessengegensätze zu vertuschen sind. Wir sitzen immer dann im gleichen Boot, wenn nicht darüber gesprochen werden soll, dass die einen immer rudern und die andern immer in der Kabine sitzen. Die Frage riecht also nach freundeid-

genössischer Konsensmauschelei.

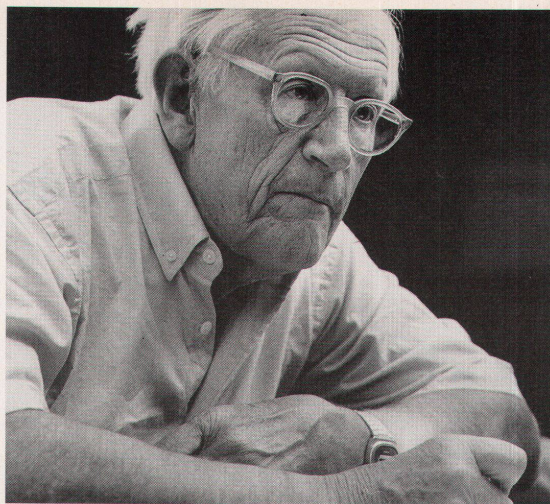
Allerdings: die Luft ist für alle gleich schlecht. Trotzdem sollten wir die Interessengegensätze klar als solche bezeichnen und auch klar davon reden, wer Federn lassen muss. Ich liefere die Reizworte: Wohnflächensteuer, Umweltbonus, Energierationierung. Denn wenn wir von gemeinsam reden, heisst das noch lange nicht, dass wir auch gemeinsam bezahlen meinen. Reine Luft wird uns nicht mehr geschenkt, heutzutage müssen wir sie kaufen. Wer ist wie viel dafür zu zahlen bereit, so lautet die dritte Frage richtig gestellt.

Viertens schliesslich: «Was hindert uns alle gemeinsam daran, zur Ausschöpfung dieses Potentials beizutragen?»

Behindern wir uns gegenseitig? Zwischen dem Verdrängen der Probleme und dem Ruf nach Sofortmassnahmen bleibt die Luft dreckig. Doch im Ernst: Wollen wir denn eine saubere? Genügt es uns nicht, wenn sie wenigstens ein bisschen sauberer wird? Nur die Hälfte bis zum Jahr 2000, warum nicht aller Dreck? Schlimmer noch, haben wir nicht den Point of no return längst überschritten und machen nur noch bei Beschwörungsritualen mit? Unsere Umweltschutzminister haben uns und sich selbst so oft ins Gewissen geredet. Am Ende der Konferenzen stehen sie da, und der Fotograf knipst. Das Bild gibt die Tatsachen wieder: ein Männerchor. Seinen Gesang kennen wir, und wir sind immer gerne bereit mitzusummen. Es sind Abendlieder. Sie sollen uns einschläfern, damit wir die Geister nicht sehen, die wir gerufen haben.

So, zum Schluss anstelle einer Antwort eine Gegenfrage: Sind wir nicht einfach ein Rädchen im edge-nössischen Verdrängungsapparat? Ärzte, die die Krankheit heilen wollen, an der sie bald selber sterben? Ist Umweltschutz nicht zur Sterbehilfe geworden? ■





Rudolf Olgiati:

Meister der Beharrlichkeit



FOTOS: HANS-PETER SPREY

Formen und Farben wechseln auch in der Architektur, nicht nur in der Mode. Wer ein halbes Jahrhundert lang das gleiche macht, ist fast schon verdächtig. Ein Meister solcher Beharrlichkeit ist Rudolf Olgiati, der am 7. September 80 Jahre alt geworden ist.

Grossanlässe mag Rudolf Olgiati, der im bündnerischen Fremdenkurort Flims lebt, nicht. Viel Publikum verschrägt ihm eher die Sprache. Er sei kein Redner, gestand er mir, ohne Koketterie. Doch im kleinen Kreis wird Olgiati zum Causateur, erzählt Geschichten und entwickelt vor auf-

merksamen Zuhörern noch so gerne seine Theorien, Visionen und Erkenntnisse. Dabei gestikuliert und redet er in seinem Bündnerdialekt, pointiert, ebenso bewusst wie gekonnt. Kompromisse, und seien sie noch so klein, sind seine Sache nicht. «Meine Aussagen sind allzu direkt», meint er

**Rationalität und Emotionalität:
Haus Krauer in Flims Waldhaus**

auf die Frage, warum es von ihm keine öffentlichen Bauten gebe. Überhaupt habe er wenig gebaut und nur für Leute, die seinen Stil kennen und mögen. Das Haus, in dem er wohnt, erbte er als Zwanzigjähriger: «Hier konnte ich wirklich machen, was ich wollte.» Seither arbeitet er dort, sein Atelier ist gleichzeitig Wohnstube. Tatsächlich wird Olgiatis Architektur entweder abgelehnt oder geliebt. Jedenfalls provoziert sie, jedoch nicht unbedingt ein rationales Urteil. Sie rührt ans Gefühl, ist emotional. Sentimental ist sie nie. Auch lassen sich seine Häuser über keinen akademischen Leisten schlagen. Die Grundrisse wirken chaotisch, zufällig fast, kaum geplant: Häuser wie Skulpturen.

Ungebremst zum Himmel

Was zunächst auffällt, sind seine Stilmerkmale: Unregelmässig angeordnete Fenster, dicke Säulen und Bögen, glattgestrichene weisse

Ausstellung, Film, Katalog

Rudolf Olgiati ist eine Ausstellung im Architektur Forum Zürich gewidmet (bis 14. November). Dort ist auch noch der Katalog der Ausstellung von 1977 erhältlich. Ein Filmporträt des Architekten, das auch vom Schweizer Fernsehen ausgestrahlt wurde, hat Ursula Riederer, die Autorin dieses «HP»-Artikels, 1988 realisiert. Auch das ZDF hat Olgiati einmal eine Dokumentation gewidmet.

Fassaden oder grober Sichtbeton. «Ein Haus ist ein Kubus, ein plastisches Gebilde.» Olgiati hat eine Theorie über die visuelle Logik. Eine Fassade dürfe optisch nicht durch Linien unterbrochen werden, sie müsse von der Erde ungebremst zum Himmel streben. Die internationale Fachwelt entdeckte den zurückgezogen lebenden Bündner allerdings erst spät. 1977, als er 67jährig war, veranstaltete die ETH Zürich die Ausstellung «Die Architektur von Rudolf Olgiati». Der dazugehörige Katalog, der die über hundert, teils bescheidenen und längst nicht durchweg realisierten Projekte dokumentiert, erlebte wegen der grossen Nachfrage in Westeuropa und den USA mehrere Auflagen. Olgiati wird als der grosse alte Mann regionaler Bauweise gefeiert.

Le Corbusier als Zünder

Dabei ist auch seine geistige Bezugsperson Le Corbusier. Der Funke dazu sprang bereits beim siebzehnjährigen Gymnasiasten, als der Architektur-Neuerer noch heftig umstritten war. Damals, so erzählt Olgiati, habe er Corbusiers Streitschrift «Kommende Baukunst» entdeckt. Und entschied sich, Architekt zu werden.

Mit scheinbar leichter Hand gelingt ihm die Synthese der Rationalität der Moderne mit der Emotionalität, die er in der Bautradition seiner heimatlichen Umgebung findet. Die massigen Bündner Bauern- und Bürgerhäuser mit ihren gewaltigen Gewölben im Innern verursachten ihm «Hühnerhaut», schwärmt Rudolf Olgiati fast übermütig. Nur existieren die meisten bloss noch in seiner Fotosammlung, die er gerne hervorkratzt und kommentiert.

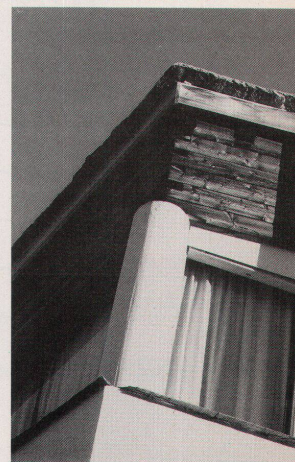
Zwar hat er die Chance des Zuhausegebliebenen virtuos genutzt. Weil ihn aber die regionale Baupolitik einschränkte, wurde ihm das Verharren am Ort auch zum Verhängnis. Bei Wettbewerben hatte sein unverkennbarer Stil keine Chan-

ce. Immerhin wurde ihm 1981 der Bündner Kulturpreis verliehen.

Kampf fürs Schöne

Olgiatis Kundschaft ist international, doch immer privat. Und anstatt für Dauerbewohner baute er fast nur für betuchte Zweitwohnungsbesitzer. Nicht alle respektieren indes das Werk, verändern nachträglich innen wie aussen. Darum, sagt Olgiati über seine Bauherrenbeziehungen, «haben wir entweder Krach oder sind gute Freunde». Freund und Werbezuar Paul Gredinger ist ihm fast schon Mäzen. Der Heimwehbündner ist Bauherr zahlreicher Umbauten und Restaurationen von alten Häusern. Mit Besessenheit kümmert sich der Ästhet Olgiati ums letzte Detail. Also hat er meist nur für jene gearbeitet, die ihm völlig freie Hand liessen. Gredinger etwa liess sich jeweils erst blicken, wenn sein Hausarchitekt von den Vorhängen aus seidegefüttertem Naturleinen bis zum Kaffeelöffel alles eingerichtet hatte. Doch der Traum vom Schönen wird ihm natürlich pausenlos zerstört. Und die Abscheu vor dem gebauten Rundherum bereitet ihm physisches Unbehagen. «Hässlicher als heute wurde nie gebaut», schimpft, grollt und wettet er. Aber die Lust am Schönen und sein Kampf dafür stacheln ihn an, sind seine Vitalität; er zeichnet und entwirft in seinem Wohnstubenatelier beharrlich weiter. URSULA RIEDERER

Haus Olza in Flims Waldhaus



Europas 2: Ideen für europäische Städte

Anfang Oktober schreibt die europäische Vereinigung Europan zum zweitenmal einen Ideenwettbewerb aus. 70 Standorte – Stadtbrachen, ehemalige Industrie- und Gleisareale – sind in 18 Europan-Mitgliedstaaten dafür vorgesehen.

Europan steigt in die zweite Runde (angekündigt in «Hochparterre» 5/90). «Ein Stück Stadt bewohnbar machen – Wiedergewinnung urbaner Räume» heisst das Thema des Ideenwettbewerbs mit gleichlautendem Reglement für alle Teilnehmerstaaten. Die nationalen Sekretariate schlagen 70 Standorte vor. In der Schweiz sind es:

- in Baden das Industrieareal ABB Baden-Nord;
- in Delsberg ein SBB-Grundstück;
- in Genf die städtische Brache «Ilôt 13» im Quartier «Les Grottes»;
- in La Chaux-de-Fonds ehemalige Areale der städti-



Bereits als Briefkopf: Europan

schen Verkehrsbetriebe und des Güterbahnhofs. Architektinnen und Architekten unter 40 Jahren können für die Teilnahme einen Standort auswählen. Ihr Projekt wird dann im jeweiligen Mitgliedstaat juriiert. Maximal fünf Preisträgerinnen und Preisträger pro Land erhalten 8000 Ecu, für Ankäufe 3000 Ecu. Gleichzeitig mit der Wettbewerbsausschreibung veranstaltet Europan-Schweiz vom 11. bis zum 13. Oktober ein Symposium in Mon-

treux mit dem Thema «Habitat et requalification des sites urbains». Es richtet sich an Jurymitglieder und Komitees der Mitgliedstaaten, Repräsentanten von Architektenverbänden, Behördenmitglieder der Standortstädte und an die Preisträger und Preisträgerinnen von Europan I.

In der Schweizer Jury sitzen: Andreas Linn, Basel; Gianpietro Mondada, Genf; Carl Fingerhuth, Basel; Ueli Huber, Generaldirektion SBB; Brigitte Wehrli, Zürich; Alexander Henz, ETH Zürich; Kurt Aellen, Bern; Klaus Kada, Graz; Pascale Volait, Neuenburg; Jacques Vicari, Genf; François-Josephe Z'Graggen, Lausanne.

HP ■

Wettbewerbsunterlagen mit Informationen über alle Standorte (deutsch, französisch oder englisch) können vom 15. Oktober bis 31. Dezember gegen eine Anmeldegebühr von 63 Franken bezogen werden bei: Sekretariat Europan-Suisse, p/a IREC, Département d'Architecture EPFL, Case 555, 1001 Lausanne. Die Einschreibgebühr gibt Anrecht auf kostenlosen Bezug von (höchstens) drei vollständigen Standortunterlagen, frei nach Vorwahl. Abgabe: 18. März 1991.

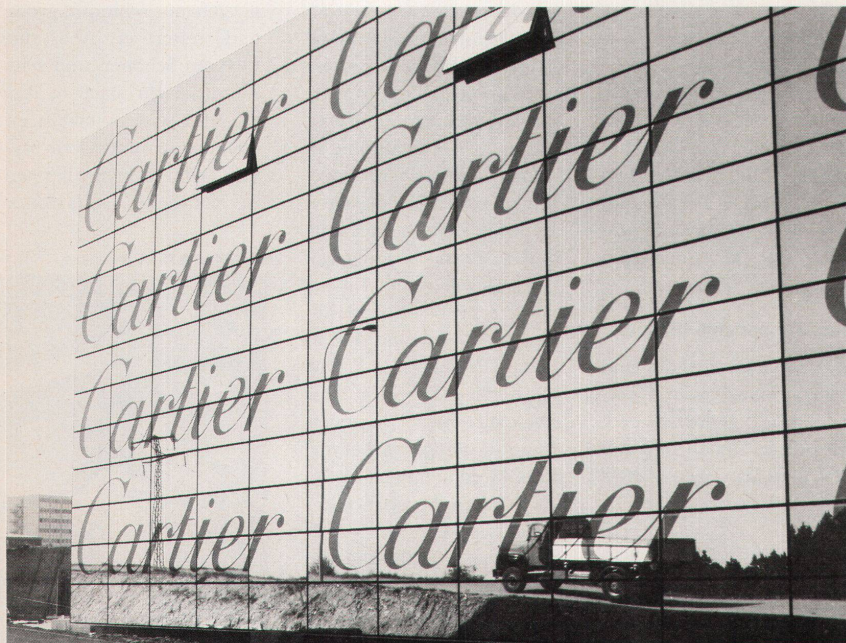


Schnel

Ein neues Erscheinungsbild des Schweizer Fernsehens: Neue Bilder sind dabei keine entstanden.

Aus dem integralen, holzimitatverkleideten Wohnzimmermöbel mit vier Knöpfen und zwei Reglern, das sich in jedes Interieur einpasste, ist eine multifunktionale Wahrneh-

Wenn Architektur zur Plakattafel verkommt



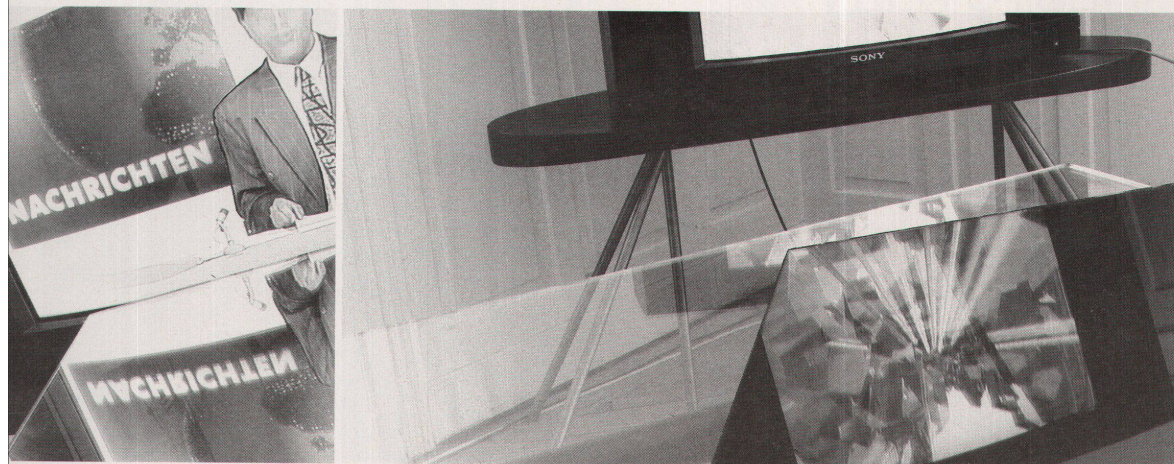
Nouvel geht neue Wege bei der Fassadengestaltung.

40mal prangt der Schriftzug Cartier in riesigen Lettern über der N12 bei Villars-sur-Glâne FR. Cartier ist Luxus und Luxus ist Firmenimage. Die Verpackung muss teuer aussehen und werbewirksam sein. Deshalb wurde der französische Star Jean Nouvel angeheuert («HP» 5/90). Sein Büro polierte die Nordseite einer banalen Zweckbüchse für Spedition auf Hochglanz, nachdem das Projekt des Einheimischen Serge Charrière offenbar nicht genügend werbewirksam glänzte. Ganz anders Nouvels Spiegelglanzfassade mit Schrift. Diese hat nur einen Schönheitsfehler: Fehlende Sonneneinstrahlung setzt Cartier wohl doch nicht ideal in Szene. Die kantonale Baubehörde zeigte wenig Begeisterung

vor dieser Schautafel. Sie vermisste die vorgeschriebene Zurückhaltung bei Werbemitteln an einer Autobahn. Was ausserdem soll sie anderen, weniger einflussreichen Leuten sagen, die dem Vorbild der gestylten Firma nacheifern wollen?

Der Kanton hatte allerdings nur über das Spiegelglas zu entscheiden. Die Werbeschrift liegt in der Höhe der Gemeinde, und diese wollte die Firma Cartier nicht vergraulen. Schliesslich verspricht sie 130 neue Arbeitsplätze. Darum befand sie, der ästhetische Auftritt störe niemanden. Das ist allerdings richtig: Neben den Autofahrern auf der N12 sehen den Glanz höchstens noch die Rehe und die Füchse am nahen Waldrand.

CHA ■



Der Nachrichtensprecher bleibt – und wird computergrafisch aufpoliert.

zeugen Zwangsbeziehungen. In seiner Omnipräsenz ähnelt das Fernsehen der Uhr, der Eisenbahn, dem Automobil, dem Telefon, der Popmusik, allerdings mit dem bedeutsamen Unterschied, dass das Fernsehen die Eigenschaft der anderen Technologien in sich aufsaugt und einen Generalnenner bildet.»

Und wir geniessen, Schweizer Fernsehen sei Dank, einen unbeschwerten Flug durch eine konstruierte, auswechselbare Kunstwelt. Wir dürfen uns ergötzen am Gefunkel medialer Zauberei, mindestens so lange, bis unsere Augenreise vor einer Spiegelwand jäh gebremst wird. Der Rest ist bekannt. Als Variante bleibt uns der Flug ins All. Das Tagesschau-Logo reißt uns auf Satellitenperspektive. Parallelen zu bekannten Bildern aus Militärjets und SDI-Szenarien werden mit fröhlicher Buntheit kaschiert. Der Flugsimulator steht im Wohnzimmer. Die Fernbedienung ist das Cockpit der Wahrnehmung.

Vergeben wurde die Möglichkeit, im Medium Fernsehen Eigenständiges, eine andere Qualität von Bildern zu entwickeln. Schade.

ROLAND FISCHBACHER

er sehen statt anders sehen

mungsmaschine geworden, der technologische Altar unserer Medienkultur. Sechzig Programme über Parabolantenne oder Verkabelung, Fernbedienung, Videotext, PC-Anschluss, die eigenen Bilder aus dem Camcorder gehören bald zum alltäglichen Standard. Mit dem Gerät veränderten sich auch die Bilder, die es transportiert. Die schwarz-weißen Ausblicke in die Welt der fünfziger und sechziger Jahre sind ferne Erinnerung. Hatten die ersten farbigen Fernsehjahre noch etwas von der Gemächlichkeit der Zeit davor, beschleunigte das Aufkommen kommerzieller Sender den Rhythmus nachhaltig.

Maxime wurde der schnelle Konsum von Ware, Inhalt, Form.

Schneller wird auch das Schweizer Fernsehen. «Programm 90» wurde als Einführung des perfekten Corporate-identity-Programms angekündigt. Sichtbar wird grosses Möbelrücken. Hatte die Tagesschau früher Werkstattcharakter, vermittelt sie heute den Charme einer Tiefkühltruhe. Ansager und Ansagerin sitzen oder stehen, modisch getrimmt, vor absolut belangloser Bühnenarchitektur. Neue Logos und Trailer wurden geschaffen, alles der monolithischen Identität des Schweizer Fernsehens untergeordnet. Trotz-

dem ist die «Modernisierung» des visuellen Erscheinungsbildes nichts anderes als die Anpassung an die Bildwelten der zig anderen abrufbaren Fernsehsender. Nicht ein spezifisches, unverwechselbares Gesicht wurde geschaffen, sondern eines, das sich unproblematisch in den hektischen Rhythmus des Durch-die-Kanäle-Schaltens einpasst. Denn was will das Fernsehpublikum anderes sehen, als das, was es überall zu sehen bekommt und an was es sich im Lauf der letzten zwanzig Jahre gewöhnt hat? Fernsehmacher und -macherinnen sollen nicht die verbleibenden vierzig Prozent Schweizer Fernsehkon-

sumenten, die ihrer nationalen Sendekette treu bleiben, mit Experimenten kopfscheu machen.

Der starre Blick auf die Konkurrenz und der Griff in die Wundertüte visueller Allgemeinplätze sind keine Grundlage für eine vertiefte Auseinandersetzung mit dem Medium Fernsehen. Dieses, sein Rhythmus, seine Bilder, kann nur auf der Grundlage gesamtgesellschaftlicher Veränderungen verstanden werden. Oder wie Lutz Hachmeister in der neuen Ausgabe des «Freibeuters» schreibt: «Beherrschende Wahrnehmungstechnologien mit ihren Vernetzungs- und Beschleunigungseffekten er-

m/b/p

Unisono. Weil Portovenere. Von Cassina.



wohnbedarf

wb projekt ag

Raumkompositionen

Zürich
Talstr. 11-15, Tel. 01-211 59 30
Baden
Bahnhofstr. 20, Tel. 056-2118 88